

Trotz des Mangels an eigentlichen anatomischen Studien besitzt der chinesische Arzt eine ganz genaue Kenntnis des menschlichen Körpers, und der Kreislauf des Blutes war ihm schon früher als den Ägyptern bekannt. „Alles was sich bewegt,“ heißt es in einer alten chinesischen Schrift, „treibt einen beweglichen Körper; was bewegt wird, weicht oder widersteht. Das Blut ist in beständig umlaufender Bewegung, die Gefäße, durch die es geht, werden getrieben und gerührt, und daraus entsteht das Schlagen des Pulses. Aus dem Pulse nun läßt sich die Beschaffenheit des Körpers, die Natur des Blutes, der Mangel und Ueberfluß desselben beurteilen. Bei jeder Bewegung ist aber zu beachten: der Ort, wo sie geschieht, und ihre Dauer.“ Weiterhin wird der Körper mit einer Laute verglichen, deren Saiten, mehr oder minder angespannt, verschiedene Töne von sich geben und anzeigen, ob das Instrument zu sehr oder zu nachlässig gestimmt sei.

Kuang-Ku-Cho, der Verfasser des Buches vom Puls, hat unter der Tsindynastie, d. h. 255–206 v. Chr., gelebt; die hier folgenden Auszüge aus seinem Werk sind den Mitteilungen des französischen Jesuiten Pater Du Halde entnommen.

Den Grad der Krankheit erkennt man an einem bestimmten Puls, man beurteilt z. B. Herzleiden nach dem Puls der linken, Magenleiden nach dem Puls der rechten Hand; der Puls des linken Ellbogengelenks ist maßgebend für die Leber, der des rechten für die Lunge; über den Zustand der Nieren belehrt der Puls oberhalb des Gelenkes am äußersten Ende des Ellbogens, etc. Es ist notwendig bei Beurteilung des Pulses den Einfluß von Geschlecht, Alter, allgemeiner Körperbeschaffenheit und Jahreszeit mit zu beachten.

An jeder der Körperstellen, wo er gefühlt wird, kann der Puls verschiedener Art sein und wird seinem Charakter entsprechend benannt:

Hien — wenn er eine langzitternde Bewegung hat, wie eine Saite auf einem Instrument. Kin — wenn er eine kurzzitternde und eingeschlossene Bewegung hat, wie die Saiten auf dem Instrument Kin. Ssä — scharf und spitzig: wenn die Empfindung, die er unter den Fingern verursacht, eine Ähnlichkeit mit der Bewegung eines Messers hat, mit dem man eine Bambusrinde abschabt. Kué — klein: wenn er so zart ist als ein seidener Faden. Fju — obenschwimmend und oberflächlich: der sich sogleich fühlen läßt, wenn man die Finger auflegt, und sich verliert, sobald man stark aufdrückt. Kung — wenn man ihn wie Löcher einer Flöte unter den Fingern fühlt, als hätte er einen leeren Raum in der Mitte. Hong — heißt rückflüssig. Tsche — heißt voll. Tchü — eingesenkt oder tief: wenn man die Finger auflegen muß, um ihn zu fühlen. Fu — flüchtig und verstohlen, zwischen den Knochen verborgen, schwer zu finden. Siu — als berührte man einen Tropfen Wasser. Yo — schwach: den man bei mäßigem Auflegen fühlt, doch nicht zu merklich, fast so als ob man einen abgenutzten Stoff anfühlt. Hu — der sich anfühlen läßt wie Perlen, die hin und her rollen, glatt und schlüpfrig sind. Kuan — langsam.

Die Schrift enthält eine Reihe von Verhaltensmaßregeln für Aerzte, die den Puls befühlen wollen.

1. Sie müssen in guter und ruhiger Gemütsverfassung sein.
2. Sie müssen alle Aufmerksamkeit darauf richten und jede Zerstreuung vermeiden.
3. In bezug auf ihren Leib müssen sie gleichfalls ruhig sein und eine freie, ununterbrochene Atmung haben.
4. Der Arzt muß die Finger ganz sacht an die vorhin bezeichneten Stellen anlegen und alles genau beachten, was von den 6 Fu angewiesen worden.
5. Ist dies geschehen, so muß er die Finger etwas stärker auflegen und das Fleisch mehr pressen, um den Magenpuls zu beobachten, der der Jahreszeit entsprechen muß.
6. Er muß alsdann noch stärker zugreifen, damit er die Knochen fühlen kann, um die 5 Tsang zu untersuchen.
7. Er muß auf die Geschwindigkeit und Langsamkeit des Pulses acht haben, ob die Anzahl seiner Schläge mehr oder weniger beträgt, als in Zeit einer Respiration sein dürfen.

Von den zahlreichen Paragraphen dieses Buches behandelt einer die Arten des Pulses, die Todesgefahr anzeigen; ein anderer das Verhältnis der Gesichtsfarbe zum Pulse, ein dritter weist auf die Fälle hin, bei denen der Arzt von den bekannten Regeln absehen und seinem Gefühl und Takt folgen müsse. In dem Paragraphen, der verschiedene Krankheiten nach Maßgabe des Pulses beurteilt, heißt es unter anderem: Bei Dysenterie ist ein schwacher Puls ein gutes Anzeichen; ist er aber heftig und rückflüssig, so siehts schlecht aus.

Ueber diese Beobachtung des Pulses machten sich die europäischen Mediziner noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht wenig lustig. Weit ärger aber schien ihnen, was sie von der Behandlung der Blattern sahen und hörten. Schutzimpfungen waren zwar nicht obligatorisch in China, aber so wohl bekannt, daß es ein Sprichwort gab: „Vertreibe die Masern, aber ziehe die Blattern heran“. Darüber sagt Herr v. Murr in den Anmerkungen zu seiner

## Feuilleton.

### Von zopffragenden Aerzten.

Von Fräulein A. Bernhardi in Berlin.<sup>2)</sup>

China ist als das Land der Examina bekannt; um so überraschender ist es, zu sehen, daß gerade Aerzte zu keiner Prüfung genötigt sind, und die Beschäftigung mit der Heilkunde einem Jeden frei steht. Man geht in China von der Ansicht aus, daß nicht ein gewisses, in Prüfungen nachweisbares Maß erlernter Kenntnisse, sondern besondere Anlage den guten Arzt macht. Sagt doch sogar ein chinesisches Sprichwort: „Kein verständiger Mann wählt einen Arzt, dessen Vater und Großvater nicht bereits Aerzte gewesen sind.“ Die Medizin gilt also nicht für eine Wissenschaft, sondern für eine Kunst, zu der man durch angeborenes Genie vorbestimmt sein muß. Aber auch Künste wollen studiert und geübt sein, und daher gab es schon früh eigene kaiserliche medizinische Schulen, und die medizinische Literatur ist sehr alt und von erstaunlichem Umfange.

<sup>2)</sup> Durch die freundliche Vermittlung von Herrn Geh. Med.-Rat Dr. Wehmer sind wir in den Besitz dieser Literaturstudien gelangt, welche die Verfasserin gelegentlich ihrer Ausbildung als chinesische Dolmetscherin gemacht hat.

Romanübersetzung „Angenehme Geschichte“, Leipzig 1765: „Dies Sprichwort ist falsch und gefährlich! Die Chineser wissen etwas von einer Einpfropfung der Blattern, so sie Tschungteuh nennen.“

Aderlaß war, als die ersten Europäer nach China kamen, wohl bekannt, aber sehr selten angewendet. Das Klistier hatten Aerzte aus Macao eingeführt; es wurde angenommen und „das Mittel der Barbaren“ genannt. Während der Krankheit halten die chinesischen Aerzte auf knappe Ernährung, strenge Diät und lassen ihre Patienten nur Wasser trinken, das vorher abgekocht war; ist die eigentliche Krankheit gehoben, so legen sie großen Wert auf Kräftigungsmittel.

Im 24. Regierungsjahre des Kaisers Wangli — d. h. 1597 — wurde auf Staatskosten das Pen-Tsao veröffentlicht, das Kräuterbuch vom Dr. Litschetchin, das nach des Verfassers Tode von seinem Sohne fertiggestellt worden war. Eine neue Ausgabe des Werkes erschien 1684. Der Verfasser gibt alle Namen, auch volkstümliche Bezeichnungen jeder Pflanze an; dann nennt er Werke und Autoren, die sie behandelt haben; weiter folgt eine genaue Beschreibung: Natur, Eigenschaften, Geruch und Geschmack derselben; schließlich Angabe der Plätze, an denen sie wächst, Zeit und Art des Sammelns, Behandlungs- und Bewahrungsweise und Gebrauch; und zuletzt eine Sonderung der authentischen von den unzuverlässigen Nachrichten über Einfluß und Wert. Außerdem enthielt das Buch 2935 Rezepte, die in der zweiten Auflage um 1161 vermehrt wurden. Von der Zubereitung der Arzneien wird gesagt: man benutze steinerne Mörser, Messer aus Bambusholz, verwende weder eisernes noch kupfernes Gerät, und nehme zum Durchsiehen allerfeinsten Taffet.

Pater Du Halde hat beobachtet, daß Rhabarber vielfach, aber nie ohne Zusätze verwendet wird.

Pater Jarteux bezeichnet Jenschöng, d. h. Menschenwurzel, als anregend, während bei uns Alraun für betäubend gilt.

Ein Rezept aus dem Pen-Tsao lautet: „Wenn ihr keinen Appetit verspüret, so nehmt ein halbes Pfund frischen Ingwer, preßt den Saft aus demselben, vermischt ihn mit zehn Unzen Honig und vier Unzen von der Wurzel Jenschöng. Laßt es zusammen in einer silbernen Pfanne kochen, bis eine Latwerge daraus wird. Nehmt davon soviel wie die Größe einer Nuß beträgt, löst es in warmem Wasser oder auch in einer Reisbrühe auf und gebt es dem Patienten.“

Einige Aerzte liefern die Medikamente selbst. Andere geben Rezepte, die der Patient bei ihnen oder in einer der zahlreichen Apotheken machen lassen kann. Wieder Andere, die es für unpassend halten, Medikamente zu liefern, sind in ihren Besuchen wesentlich teurer als ihre Kollegen; das Honorar ist aber in jedem Falle ein sehr mäßiges. Nach dem ersten Besuch pflegt der chinesische Arzt nicht wieder zu kommen, wenn man ihn nicht besonders holen läßt: der Patient behält die Freiheit, einen anderen Arzt zu bitten, wenn ihm der zuerst gerufene nicht sympathisch oder vertrauenerweckend schien.

Ein heftiger Gegner der Aerzte war der Verfasser des Tschangschong, eines 1698 erschienenen Buches, dessen Titel auf deutsch „die Kunst, lange zu leben“ heißen würde, und das vom Pater Dentrecalles ins Französische übertragen wurde. Es enthält Lebensregeln und Diätvorschriften, bei deren Befolgung man keiner Aerzte bedarf; schreibt doch der Autor alle körperlichen Leiden seiner Jugend falscher ärztlicher Behandlung zu und behauptet, dadurch gesund geworden zu sein, daß er sich von der Medizin freimachte und nach den im Buche niedergelegten Regeln lebte. Mit seinen sehr verständigen Vorschriften und der doch so unverständlich einseitigen Anschauung erweist sich der Verfasser des Tschangschong als echter Vorläufer unserer antimedizinischen Naturmenschen.

Ein paar der zahlreichen und beliebten Aerzteanekdoten mögen zum Schluß noch zeigen, daß der Volkswitz die chinesischen Mediziner so wenig schont wie ihre deutschen Kollegen.

Der Fürst der Unterwelt erkrankte und sandte einen Diener herauf, um einen geschickten Arzt bitten zu lassen. Man hatte dem Diener gesagt: „Vor der Haustür jedes Arztes schweben die Geister der Kranken, die in seiner Behandlung verstorben sind. Gib acht, wo die wenigsten Geister schweben, da wohnt der geschickteste Arzt.“ Der Diener wanderte lange umher; überall waren die Häuser der Aerzte von Geistern umdrängt, und erst nach langem Suchen fand er eines, vor dem kein Geist schwebte. Er führte den Arzt zu dem kranken Fürsten. Der Arzt fühlte den Puls, verordnete etwas und wollte eben mit dem empfangenen Geschenk in sein Haus zurückkehren, da fragte der Fürst noch: „Wie kommt es, daß Du eine so seltene Geschicklichkeit besitzt und Dir noch kein Patient gestorben ist?“ Der Arzt antwortete: „Ich habe erst heut mein Schild angehängt, und Du, o Fürst, bist mein erster Patient.“

Ein Arzt ging nachts durch den Wald, da umringten ihn die Geister der ihm gestorbenen Kranken und bedrohten ihn. Er

warf mit seinem Messer, mit seinem Geldsack, mit allen schweren Gegenständen, die er bei sich führte, nach ihnen; sie ließen sich aber nicht vertreiben. Endlich zog er sein Rezeptbuch aus der Tasche, um damit nach ihnen zu schlagen. Als die Geister das sahen, entflohen sie mit schrecklichem Geheul, denn sie dachten, er wollte ihnen wieder etwas verschreiben.